In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 149. Posen, den 3. Juli 1928. 2. Jahrg.



# Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

2. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Drei!“ rief er mit ungestümer Freude, „drei von einer Farbe!“

Gelassen legte Trent sein Spiel nieder.

„Ich habe gewonnen,“ sagte er eiskalt. „Ich habe Könige.“

Monty rang nach Luft und ächzte. Seine Augen waren starr auf die fünf Karten gerichtet, die sein Partner hingelegt hatte.

Trent nahm das Bild auf, barg es, ohne einen Blick darauf zu werfen, gleichmütig in der Tasche und erhob sich.

„Hören Sie, Monty,“ sagte er, „Sie sollen den Kognak haben. Sie hätten allerdings kein Recht darauf, und es würde viel besser für Sie sein, wenn ich ihn nicht hergäbe. Trotzdem sollen Sie ihren Willen haben.“

Monty erhob sich und suchte eine Stütze am Türpfosten.

„Lassen Sie den Kognak,“ stammelte er, „geben Sie mir lieber das Bild zurück.“

Trent hob die Schultern: „Warum?“ bemerkte er kühl. „Ich habe es doch gewonnen. Es ist rechtmäßig in meinen Besitz übergegangen.“

„Nehmen Sie dies dann!“ — Aber der Schlag verfehlte sein Ziel; denn Trents Hand war rechtzeitig vorgestoßen und hielt den Angreifer in Armeslänge ab.

Monty brach in Tränen aus.

„Sie haben nichts von dem Bild,“ jammerte er. „Was geht Sie meine Tochter an? Sie haben sie nie gesehen und werden sie auch nie sehen.“

„Natürlich habe ich nichts davon,“ gab Trent zurück. „Aber noch vor einem Augenblick galt Ihnen das Bild weniger als eine Viertelflasche Kognak.“

„Ich war wahnsinnig,“ jammerte Monty. „Mein eigenes liebes Kind!“

„Ich habe Sie nie über Ihre Tochter sprechen hören,“ bemerkte Trent trocken.

Ein kurzes Schweigen folgte. Dann schlich Monty sich hinaus in die Dunkelheit, und es war, als ob seine Stimme aus einer großen Entfernung zu Trent drang.

„Ich habe Ihnen nie von ihr erzählt,“ sagte er, „weil sie nicht zu den Mädchen gehört, über die man zu Ihresgleichen spricht. Ich bin es ebensowenig wert, sich ihr Vater zu nennen, als Sie es sind, den Saum ihres Kleides zu berühren. Es gab eine Zeit, Trent, — Jahre sind es her — da ich stolz war bei dem Gedanken, sie meine Tochter nennen zu dürfen — mein Fleisch und Blut. Dann begann mein Untergang — und es wurde anders. Tiefer und tiefer — und noch tiefer sank ich. Sie hörte für mich auf, meine Tochter zu sein. Doch hinterher betrachtet, ist es nur gut. Ich verdiene es nicht mehr, ihr Bild bei mir zu tragen. Behalten Sie es nur, Trent, behalten Sie es — und geben Sie mir den Schnaps.“

Er kam wieder herangeschlürft, die mageren, knochigen Hände wie Krallen ausgestreckt. Die Augen glühten wie die einer Wildkatze. Doch Trent stand zwischen ihm und der Flasche.

„Hören Sie,“ sagte er, „meinetwegen können Sie das Bild zurückhaben. Aber an Ihrer Stelle, und wenn ich eine Braut, eine Frau oder ein Töchterchen hätte wie dieses“ — er berührte fast ehrfurchtsvoll das Bild —, „nun, dann würde ich durch Feuer und Flammen für sie gehen, wenigstens würde ich mich anständig betragen. Fühlen Sie nicht selbst, wie feig Sie sind? Wir haben jetzt unser Glück gemacht, Sie können zurückgehen und Ihrem Kinde Schätze bringen, Juwelen und schöne Kleider und den übrigen Tand für sie kaufen, auf den Frauen soviel Wert legen. Aber Sie werden es nie soweit bringen, wenn Sie sich andauernd mit Alkohol betäuben. Nehmen Sie sich energisch zusammen, alter Herr, lassen Sie einstweilen das Trinken sein, bis wir das Unternehmen zu einem guten Ende gebracht haben.“

„Sie kennen meine Tochter nicht,“ murmelte Monty. „Wie sollten Sie auch. Um Geld und Gut würde sie nichts geben, aber es würde ihr das Herz brechen, wenn sie sähe, wie tief ihr alter Vater gesunken ist — ein gebrochener Mann, ein nichtswürdiger, rettungslos verlorener Trunkenbold. Es ist zu spät, Trent. Ich werde jetzt einen Schluck nehmen. Es wird mich auffrischen. Ich habe Kummer. Sie sehen doch, wie elend ich mich fühle.“

Er langte mit unsicheren Bewegungen nach der Flasche. Trent beobachtete ihn, ohne ihn zurückzuhalten. Mit einem stillen, freudevollen Grinsen bemächtigte Monty sich des Kognaks, und in der Furcht, Trent könnte es sich wieder überlegen, führte er die Flasche an die Lippen. Ein Gurgeln erklang in seiner Kehle, er schluckte, dann hielt er inne. Die Flasche glitt aus seinen kraftlosen Fingern auf die Erde, und die Flüssigkeit lief in einem dünnen Strahl aus. Selbst Trent ließ die Karten fallen und sprang erschreckt auf. Denn im Eingang tauchte ein Europäer auf, allem Anschein nach ein Engländer im Leinenanzug und mit weißem Tropenhelm.

Es war der Mann, auf den sie gewartet hatten.

## IV.

Trent trat näher und begrüßte den Ankömmling nicht besonders liebenswürdig.

„Herr Hauptmann Francis?“ fragte er. „Wir erwarteten Sie bereits mit Ungeduld.“

Der andere schien durch die Worte nicht gerade angenehm berührt. Mit einem schnellen Blick musterte er die beiden Männer und die Hütte.

„Es ist mir unfaßbar, wie Sie von meinem Kommen gehört haben können und was Sie von mir wollen,“ antwortete er zurückhaltend. „Sind Sie beide Engländer?“

„Mein Freund Monty,“ stellte Trent vor, „und ich, sind beide geborene Engländer.“

Monty hob das purpurn angelaufene Gesicht und schaute mit blutunterlaufenen Augen auf den Mann, der ihn gelassen ins Auge faßte. Er machte einen erstickten Ausruf und wandte den Kopf ab. Hauptmann Francis stutzte und trat einen Schritt näher. Ein Nach-

denklicher Zug erschien auf seinem Gesicht — als ob er sich Mühe gab, eine alte Erinnerung wachzurufen.

„Was brachte ihn in diese Verfassung?“ erkündigte er sich mit einem Blick auf Trent.

„Der Alkohol.“

„Warum, zum Teufel, sorgen Sie den nicht dafür, daß er nicht soviel bekommt?“ war die scharfe Entgegnung. „Wissen Sie denn nicht, was es in einem Klima wie diesem zu bedeuten hat? Er ist schon hübsch auf dem Wege, sich das Fieber zu holen . . . an wen jedoch erinnert er mich nur?“

Trent stieß eine kurze Lache aus.

„In ganz Buchomari — nein, in ganz Afrika gibt es niemanden, der Monty von der Schnapsflasche zurückhalten könnte. Leben Sie einmal einen Monat mit ihm zusammen und versuchen Sie, wieweit es Ihnen gelingen wird. Ich glaube nicht, daß es Ihnen gefallen würde.“

Er sah geringschätzig auf das glattrasierte Gesicht und die tadellose Kleidung des Besuchers, der seinen Blick mit ebenso großer Geringschätzung beantwortete.

„Mich gelüstet nicht nach dem Experiment,“ bemerkte er. „Aber er erinnert mich stark an jemand, den ich in England gekannt habe. Wie nennen Sie ihn — Monty?“

Trent nickte.

„Ich kenne ihn wenigstens nicht unter einem anderen Namen.“

„Haben Sie wohl jemals mit ihm über England gesprochen?“

„Nie. Er spricht nicht sehr viel.“

Francis trat einen Schritt näher auf die zusammengekauerte Gestalt zu. Trent jedoch stellte sich ihm entgegen.

„Lassen Sie ihn ungeschoren,“ gebot er barsch. „Ich kenne ihn zur Genüge, um zu wissen, daß er keine Einmischung seitens Fremder in seine Angelegenheiten duldet. Außerdem ist es gefährlich für uns, hier noch länger zu warten. Wieviel Soldaten haben Sie mitgebracht?“

„Zweihundert,“ gab Francis kurz zurück.

„Dann sind wir für kurze Zeit gesichert. Aber für Sie ist es wohl keine angenehme Aufgabe, wie?“

„Kümmern Sie sich nicht um meine Angelegenheiten,“ wehrte der andere ab. „Erzählen Sie mir lieber, weshalb Sie auf mich gewartet haben.“

„Das werde ich Ihnen zeigen,“ antwortete Trent und entnahm seinem Tornister ein Schriftstück. „Sehen Sie her. An zwei Stellen dieser Umgebung habe ich Gold gefunden. Es hat keinen Zweck, es in Buchomari ruchbar werden zu lassen — die Burschen dort haben kein Atom Energie und Unternehmungslust in den Knochen. Dieses verfluchte Klima hat anscheinend alles ausgesogen. Monty und ich haben nun die Sache angepackt und für seine Majestät den Großmogul hier Geschenke gekauft. Mein Gefährte hat dann dieses Schriftstück entworfen — eine Art Konzession für uns, Gruben anzulegen und sie auszubeuten. Der alte Dickwanst gab glatt seine Unterschrift, sobald er unseren Rum witterte. Aber wir sind nicht ganz zufrieden mit der Sache. Nämlich, es ist wohl kaum anzunehmen, daß er etwas Aehnliches wie ein Gewissen besitzt und niemand außer uns hat ihn die Konzession unterzeichnen sehen. Wir werden Geld aufnehmen müssen, um auf dieser Basis den Plan ausführen zu können und werden vielleicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Daher haben wir uns folgendes gedacht: Es wird ein englischer Offizier hierherkommen, worauf wir ihn bitten werden, Zeuge beim Vertragsabschluß zu sein. Wenn dann der schwarze König sich nicht an sein Wort hält, wird es eine Angelegenheit des Gouvernements.“

Francis zündete sich eine Zigarette an und rauchte sinnend eine Weile.

„Ich sehe nicht ein,“ bemerkte er, „warum ich mich Ihretwegen vielleicht Unannehmlichkeiten aussetzen soll.“

Trent brummte.

„Ich will Ihnen was sagen. Sie werden jedenfalls genau Ihre Pflichten kennen. Daher brauchen Sie mir nicht zu sagen, daß eine geeignete Entschuldigung für das, was Sie Unannehmlichkeiten nennen, mit der schwarzen Majestät ungefähr das beste wäre, was Sie sich wünschen könnten. Er ist ein wenig zu dicht an den Grenzen der Zivilisation, um völlig den Wilden spielen zu können. Früher oder später wird der eine oder andere Staat ihn unter seine Protektion nehmen müssen. Wenn Sie es nicht tun, werden die Franzosen Ihnen die Arbeit abnehmen. Die Bande schwärmt jetzt schon in der Umgebung umher und lauert auf eine günstige Gelegenheit. Hören Sie!“

Beide Männer traten unwillkürlich nach dem offenen Teil der Hütte und starrten in die Richtung des Dorfes. Von der kleinen Lichtung gegenüber dem Wohngebäude des Königs schlug prasselnd eine hohe Flamme auf. Um das Feuer tanzten dunkle, völlig nackte Menschengestalten im Kreise, während sie sich mit ihren Speeren verwundeten und es in der Luft von ihren abscheulichen tierischen Rufen widerhallte. Der König, der sich vor Trunkenheit nicht auf den Beinen zu halten vermochte, schlug langsam zu Boden, eine leere Flasche in der Hand. Ein Windstoß führte den beiden Zuschauern einen starken, übelerregenden Geruch zu. Hauptmann Francis zog heftig an seiner Zigarette.

„Brrr!“ murmelte er. „Die reinsten Tiere.“

„Ich versichere Sie,“ erklärte Trent kurz, „daß, wenn dort nicht Ihre zweihundert Soldaten im Busch lägen, Sie und ich und der arme Monty heute nacht der Bande als Jagdwild dienen würden. Und glauben Sie noch, daß Sie etwas besonderes riskieren, wenn Sie mit der Bande Unannehmlichkeiten bekommen?“

„Im Interesse der Zivilisation wohl kaum, nehme ich an,“ lächelte Francis.

„Es ist mir gleichgültig, wie Sie es ausdrücken. Soldaten sprechen immer von den Interessen der Zivilisation und der Kultur. Das ist natürlich alles Unsinn. Sie wollen das Land haben — Sie wollen regieren, die Fahne hissen und ein guter Patriot genannt werden.“

Hauptmann Francis lachte.

„Und Sie?“ sagte er mit einem Blick auf Trent, der mager, verwahrlost und nicht allzu sauber aussah, und dann zu Monty: „Sie beide wollen Gold haben, auf ehrliche Weise, wenn es angeht, und wenn nicht — nun, darüber brauchen wir uns nicht weiter zu unterhalten. Ihre gegenseitige Verbindung ist wohl ein wenig eigenartig — mit solchem Mann, meinen Sie nicht? Ihren glänzenden Anschauungen nach zu urteilen, glaube ich wohl, daß er sein Teil bekommen wird.“

Trents Züge verfärbten sich. Eine unwirsche Antwort lag ihm auf den Lippen, aber in diesem Augenblick kam Onkel Sam eiligst auf sie zugewackelt. In einem breiten Streifen Mondlicht vermochte man ihn bleich und am ganzen Körper zitternd zu erkennen.

„König, er böse ist!“ rief er ihnen atemlos entgegen. „Er ganz besoffen und böse. Er sagt, Weiße alle fortgehen oder er Busch in Brand stecken und giftige Pfeile schießen. Ich fortgehen, Träger warten.“

„Wenn du gehst, bevor wir fertig sind,“ bemerkte Trent, „erhältst du keinen Pfennig. Ueberlege dir das wohl.“

Der kleine Dicke erschauerte — vor Wut und vor Angst.

„Sie nicht länger bleiben dürfen,“ sagte er. „Und König schickt Männer hinterher und Sie töten wird auf dem Heimweg. Gehen weiße englische Soldaten nach Buchomari mit Ihnen?“

Trent schüttelte den Kopf.

„Sie ziehen in entgegengesetzter Richtung, nach den Wanahügeln.“

Onkel Sam schüttelte heftig den Kopf.

„Sie hören müssen. Ich Ihnen sage, König Sie verfolgen wird. Er toll und blind vor Wut.“

Onkel Sam wackelte fort. Francis sah bedenklich drein.

(Fortsetzung folgt.)

# Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(5. Fortsetzung.)

Folgenden Tag besuchten wir einen Bekannten in Kobelnik, das dicht bei Kruschwitz am nördlichsten Ende des Goplosees liegt.

Am 31. vormittags begann unsere Netzefahrt. Ganz schmal ist das Flüßchen zu Anfang und nur so breit, daß man mit einem gutgesteuerten Riemer noch hindurchfahren könnte. Von Zeit zu Zeit bleiben die Skulls in den Schlinggewächsen hängen, die in großen Mengen zu beiden Seiten der Fahrstraße wachsen und dem Steuermann genügend Arbeit verschaffen. Stromabwärts des Scharlahsees wird der Fluß schon breiter. Landschaftlich bot die Netzeniederung uns wieder eine Abwechslung. Zwar liegen zu beiden Seiten nur Wiesen und Torfstiche, nur selten reicht der Wald bis an den Fluß, aber stellenweise fährt man durch lange Schilfgänge, die in ihrer natürlichen Einfachheit wundervoll wirken. Zu beiden Seiten hohe, grüne Wände, Wasser und Himmel, mehr sieht man nicht und denkt in einer ganz entlegenen, verlassenen Gegend zu sein. Doch lange währt dieses „Sicheindenken" oder „Zuseinglauben" nicht. Jäh schießt das Boot um eine Schilfecke, und man sieht wieder das Produkt menschlicher Kultur und Arbeit vor sich. An Stelle von Schilf und Wiesen treten hohe Dämme an den Ufern auf, jäh überspannt durch zahlreiche Brücken, die nur mit „Skull bei" zu passieren sind. Auf die Dauer wirken diese hohen Dämme eintönig, denn von der Gegend ist nichts zu sehen, dafür aber läßt die Bootsgeschwindigkeit nichts zu wünschen übrig, denn jeder drängt darauf, möglichst schnell aus diesen Gassen herauszukommen und „hängt" sich tüchtig in die Skulls. Da erscheint Montwy mit seinen gewaltigen Fabrikanlagen. Man fährt an langen Kais vorüber, an unzähligen Fabrikgebäuden und weißen Abraumhügeln. Dann kommen wieder Wiesen, etwas Wald; und schließlich fährt man, wie in einer Großstadtallee, zu beiden Seiten stehen in regelmäßigen Abständen Bäume am Ufer, in die Schleuse bei Pakosch. Mit zweifelhaften Gefühlen stoppten wir vor den dicken Eichentoren der Schleusenanlage, denn wir sollten ja alle zum ersten Male diese Einrichtung kennen lernen. Nebenbei gesagt, kostete sie viel Zeit und, was uns noch viel schlimmer traf, sehr viel Geld. Bei unserer Ankunft lag gerade ein Lastkahn in dem Schleuseninnern und kam allmählich höher und höher, bis sich schließlich der äußere obere Wasserstand mit dem inneren ausgeglichen hatte. Bis der Kahn aus dem Schleusenraum herausgezogen war dauerte natürlich auch ein Weilchen; wir mußten uns gleich beim ersten Male auf Warten umstellen und haben es, bei Gott, bis **Bromberg** und den dazwischenliegenden 15 weiteren Schleusen reichlich gelernt. Gruslig wurde uns, als die Schleusentore sich hinter uns schlossen und das Wasser zu fallen begann. Erst langsam, dann immer schneller entleerte sich die Schleuse. Gegen drei Meter war der Wasserstand gesunken als sich das andere Schleusentor öffnete, und wir weiter fahren konnten. Unmittelbar hinter der Schleuse mündet auf der linken Seite der Verbindungskanal zum Pakoscher See. Früher floß hier die Netze hindurch, aber als die Kanalisation des Flusses in Angriff genommen wurde, hat man den großen Bogen durch einen Kanal abgeschnitten, durch den wir bis zur Pakoscher Schleuse gerudert waren. Im großen Bogen umgeht die Netze die Stadt Pakosch und nimmt dann wieder ihren Weg durch Wiesen und Felder. Nach einigen Kilometern erreicht man bei dem Dorfe Mielno den ebenso genannten See. Ohne die Zurechtweisung von Fischern, die wir bei der Einfahrt trafen, hätten wir den Ausfluß der Netze sicherlich nicht so schnell gefunden. Dieser See besteht aus zahlreichen Armen, die sich nach den verschiedensten Richtungen erstrecken, und wer dort nicht Bescheid weiß, fährt sicherlich in den falschen hinein. In westlicher Richtung verläßt die Netze den Mielno-See und fließt jetzt in einigermaßen gerader Richtung auf Bartschin. Ungefähr drei Kilometer oberhalb dieses Städtchens durchfährt man den Bartschiner See, der von allen Netzeseen am stärksten verkrautet ist. Wie wir einige Wochen später auf unser Weichselschlepperfahrt erfuhren, wird er mit Recht von den Schiffern der „Moddersee" genannt. Wir hatten heute Westwind der über den in west-östlicher Richtung liegenden See ohne Hindernisse hinwegwehte und große Mengen von Schlingpflanzen, der Wellenschlag reißt sehr viel ab, in die Mündung des Flusses getrieben hatte. Wie ein grüner, undurchdringlicher Teppich lagen die Schlinggewächse, Pflanze dicht an Pflanze, im Umkreis von mehreren hundert Metern und in einer zirka ½ Meter dicken Schicht auf der Wasserfläche. Der Schwung trieb die „Hexe" noch eine gute Länge in das Grünzeug hinein, aber dann saßen wir fest. Rudernderweise konnten wir nicht weiter. Die Reibung der zusammengeschwemmten Wasserpflanzen an den Planken ist größer als die Widerstandsfähigkeit der Skulls, die unweigerlich an den „Nasen" durchgebrochen wären, wenn wir auf diese Art und Weise das grüne Hindernis hätten bezwingen wollen. Da versuchten wir unser Glück mit Bootshaken und Segelstöcken, und es ging. Mit vieler Mühe schoben wir die Pflanzen, die unter dem Bug lagen nach achtern. Mit der Zeit schafften wir uns eine Rinne, in der wir uns Zentimeter um Zentimeter langsam vorwärtsbewegten, denn die Massen von Schlinggewächsen, die wir nach dem Heck geschoben hatten, sogen den Kahn immer wieder zurück. Mit voller Kraft und nach Herzenslust durfte man auch nicht arbeiten, denn das Boot wackelte bei dieser merkwürdigen Fortbewegungsart bedenklich nach beiden Seiten. Wenn wir aber gekentert wären, dann wäre es für alle Zeiten aus mit uns gewesen, denn aus diesem Schlingpflanzenteppich hätte sich niemand herausarbeiten können. Nach halbstündiger Arbeit hatten wir uns glücklich durchgearbeitet und konnten wieder zu den Skulls greifen. Bald lag der Moddersee hinter uns; wir waren wieder auf dem Netzefluß. Bewaldete Hügel ziehen sich längs des Südufers entlang und bringen etwas Abwechslung in die sonst üblichen Wiesenlandschaften des Netzegaues. Gegen Sonnenuntergang liefen wir in Bartschin ein und legten bei dem Bootshause des Bartschiner Rudervereins an. Unser Eintreffen schien sich in dem Städtchen im Nu herumgesprochen zu haben, denn eine stattliche Zahl der dortigen Jugend fand sich bald im Bootshause ein. Und als wir an das Auspacken des Gepäckes gehen wollten, da hatte man schon unsere „Hexe" zu fassen bekommen und mit „Sack und Pack" aus dem Wasser gezogen. Ein Moment später lag sie wohlverstaut im Bootshause, ohne daß man uns erlaubte beim Tragen mit anzufassen. Wir bekamen wundervolle Quartiere und schliefen seit langer Zeit wieder einmal in Betten.

---

## Reklame-Kuriosa.

Von Hans Georg Drews.

Gewiß, Reklame muß auffallen. Das ist ihre erste Absicht. Auge und Gehirne der Zeitgenossen sollen angezogen werden. Aber nur nicht zu gewaltsam! Durch das Gewaltsame erreicht die Reklame nur eben das Gegenteil von dem, was sie will: sie wirkt geschmacklos, abstoßend, lächerlich. Ihr einziger Zweck ist verfehlt. — Die werbende Wirkung. Gewiß, man kann auf launige, witzige Weise Reklame machen, aber jeder sehe zu, daß er den Witz nicht so weit treibe, darüber selber komisch zu werden. Wie sehr es aber auch in der Reklame vom wirksam Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, soll hier zum Ergötzen und Nutzen unserer Leser gezeigt werden. Reklame-Kuriosa — — Späne vom Arbeitstisch des Reklamemannes.

Der Wirtschafts-Mammut Amerika wir uns wohl die meisten Reklame-Kuriosa liefern. Es ist vorläufig noch am wenigsten wählerisch in der gewaltigen Sucht, zu verdienen.

So las man in einem amerikanischen Warenhaus überall Tafeln mit der Bekanntmachung: „Sind Sie gewöhnt, zu Haus auf den Boden zu spucken? So — bitte spucken Sie auch hier auf den Boden. Sie sollen sich bei uns wie zu Hause fühlen!"

Ein Zeitungsverleger der U. S. A. richtete an die Leser seiner Zeitung folgende witzige Mahnung: „Ein Mann mag aus Sparsamkeit eine Warze im Genick als Kragenknopf benutzen. Er mag sich hinten auf die Puffer der Eisenbahn setzen und umsonst fahren, bis der Kondukteur kommt. Er mag seine Uhr über Nacht abstellen, damit sie sich nicht abnützt. Er mag das „i" ohne Punkt lassen, um Tinte zu sparen. Er mag das Grab seiner Frau mit Kartoffeln bepflanzen, um Nutzen daraus zu ziehen. — Das mag er halten, wie er will — er ist immer noch ein Gentleman im Gegensatz zu dem, der die Zeitung so lange liest, bis die Nachnahme kommt und der sie dann zurückgehen läßt. —

Für teures Geld kann man in U. S. A. eine schöne alte Pietätssitte wieder aufleben lassen: Es gibt gewisse Begräbnisinstitute, die das Einbalsamieren von Leichen besorgen, und die Institute garantieren dann für recht lange „Lebensdauer" der mumifizierten Körper. Einmal verweigerte ein Italiener, der die Leiche seines Vaters einem solchen Institut übergeben hatte, Abnahme und Bezahlung mit der Begründung, die Rechnung sei zu groß. Was machte die geschäftstüchtige Firma? Sie stellte die gutgelungene Mumie in ihrem Schaufenster aus. Man kann sich denken, daß der Zulauf zu diesem eigenartigen Friedhof riesig war. Wiederum paßte das dem pietätsvollen Sohn nicht. Er erhob Klage. Aber das Gericht entschied für die Firma, indem es Bezahlung und Abnahme dem Kläger anheimstellte.

Recht große Begriffe von seinem Wert als „Kopfarbeiter" muß jener Mann gehabt haben, der eines schönen Tages im Berliner Tageblatt annoncierte:

Vermiete meinen Hinterkopf als Reklamefläche.
Kein Scherz, sondern Ernst!
Zuschriften an Annoncenexpedition N. N.

Wie als Echo hierzu kam einige Wochen später ein Inserat, das in vielen Zeitungen erschien, worin die bekannte Kukirol-Fabrik eine — möglichst große Glatze „zu erwerben" suchte. Der daranhängende Mann sollte als Dr. Unblutig auf Reisen geschickt werden.

Ein „blutiger Witz" war wohl folgender Reklametrick, den sich ein französischer Geschäftsmann „ausknobelte". Er machte sich an die Frau eines Menschen heran, dessen Haupt anderntags unter der Guillotine rollen sollte. Es handelte sich um einen sehr bekannten und gefürchteten Raubmörder. Weil die Summe, die für die Frau deponiert werden sollte, recht beträchtlich war, gelang es der Frau wirklich, den armen Schlucker für den Trick des Geschäftsmannes zu gewinnen. Eine beträchtliche Menge Menschen drängte sich zu der Hinrichtung. Als der Delinquent auf dem Podium stand, meldete er sich zu dem „letzten Wort", mit dem er seinen Vertrag erfüllen wollte. „Was ich noch sagen wollte," rief er aus, „die besten Schuhe sind bei X . . .". Er kam nicht ganz so weit, die Firma zu nennen, da beendete ein Wink die „reklametüchtige Szene".

größere Anziehungskraft aus, als auf der Flimmerleinwand — dieweil es nichts kostet und jeder sie von Angesicht zu Angesicht sieht. Das dachte auch eine — natürlich amerikanische Wäschefirma, die in ihren Schaufenstern drei Zimmer einrichtete: Wohnzimmer, Schlafzimmer und Bad, Arbeitszimmer. Dort hinein „sperrte" sie eine bekannte Filmdiva. Die hatte nun nichts anderes zu tun, als von morgens bis abends „häusliches Leben" zu imitieren. Morgens sah man sie im Pyjama, in ihrem Bette wie im Paradies ruhend, hernach bei der Morgentoilette. Natürlich waltete auch über diese Vorführung das Gesetz heimlicher Zensur das allzu Intime blieb ausgeschlossen. Immerhin soll der Schlafzimmer-Attraktion das größte Interesse gehört haben. Später frühstückte und speiste die Diva in ihrem Wohnzimmer, ruhte wieder ein wenig. Und den Nachmittag und Abend verbrachte sie mit wahrscheinlich sehr imaginärer „Arbeit" und Lektüre, angetan mit den reizendsten Haus- und Nachmittagskleidern, der entzückendsten — soweit mans sehen konnte — Wäsche.

Wollen wir über die geschmackliche Zulässigkeit dieses Reklametricks streiten? Ich meine nicht, denn sowas ist ja doch nur in Amerika möglich!

Schon möglicher, aber in der Durchführung noch recht schwierig ist das Werbemittel eines italienischen Warenhauses: Papageien! Das Haus überraschte eines Tages im Vorjahr seine Kunden mit einer Unmenge Papageien, die so etwas wie Rayonchef oder lebende Wegweiser spielten. Am Eingang und an den Kreuzungen der Gänge hockten sie auf ihren Stangen und schrien die angelernten Wörter ins Publikum. Der eine: Strumpfwaren links hinten! Mäntelabteilung erste Etage! Benutzen Sie den Fahrstuhl! Möbel und Bilder zweiter Stock! Oberhemden hier usw. Man kann sich denken, wie das auf das italienische Publikum wirkt, zumal es so wie so für lärmvolle Reklame begeistert ist. Aber ob es anginge, über den ruhigeren und dezenteren Betrieb eines Warenhauses bei uns den Höllenlärm dieses zersprengten Papageienkäfigs zu verhängen, bleibt noch sehr die Frage. — —

## Gas als Benzinersatz.

(Der neue Betriebsstoff des Zeppelinluftschiffes.)

Von **Dr. Franz Lömmatsch.**

Noch im Juli sollen die ersten Probefahrten unseres Zeppelinluftschiffes stattfinden. Die Engländer sind in großer Sorge, daß man ihnen in Friedrichshafen zuvorkommt und bauen deshalb fieberhaft an ihren beiden großen Passagierluftschiffen, in der Hoffnung, noch vor den Probefahrten des Zeppelins ihre Luftschiffe starten zu können. Dieses Wettrennen ist außerordentlich ungesund und bedauerlich. Die Konstruktion so komplizierter Apparate, wie unsere modernen Riesenluftschiffe sie darstellen, sollte niemals unter dem Gesichtspunkt der Schnelligkeit und des Wettbewerbs, sondern einzig und allein unter dem Gedanken der Sicherheit und Zuverlässigkeit durchgeführt werden.

Eine der wichtigsten Neuerungen, die der neue Zeppelin aufzuweisen hat, ist die Verwendung von Gas an Stelle des Benzins als Betriebsstoff für die Motoren. Diese Idee ist eigentlich so naheliegend, daß es wundernehmen muß, warum man sie nicht bisher schon zur Anwendung gebracht hat. Gas als Betriebsstoff hat beim Luftschiff gegenüber dem flüssigen Benzin so außerordentlich viele Vorteile, daß die Konstrukteure dieser Tatsache eigentlich längst hätten Rechnung tragen müssen.

Da unsere Motoren sämtlich Gasmotoren sind und man das Benzin nur deshalb wählte, weil es im allgemeinen weniger Raum einnimmt, als etwa die für den Zweck notwendige Menge Gas, so war es eigentlich selbstverständlich, daß man beim Luftschiff, wo die Raumfrage keine Rolle, die Gewichtsfrage aber eine sehr erhebliche Rolle spielt, an Stelle des Benzins zum direkten Weg der Verwendung von Gas griff.

Wenn man bedenkt, daß ein Luftschiff von der Größe unseres Zeppelins etwa 30 000 Kilogramm Brennstoff mit sich trägt, so wird man ermessen können, was der Fortfall dieses Ballastes für das Luftschiff bedeutet. Einmal kann an Stelle der fortfallenden Brennstofflast entsprechende Nutzlast mitgeführt werden, zum anderen wird aber auch für die Führung des Luftschiffes durch die Verwendung von Gas eine große Erleichterung geschaffen. Bisher verlor das Luftschiff durch den steten Verbrauch von Benzin ständig einen Teil seines Ballastes. Je länger es fuhr, um so leichter wurde es. Schon um den anfänglichen Verlust an Benzin auszugleichen, mußte man deshalb häufig zu besonderen Fahrmethoden greifen. Das Luftschiff fuhr mit geneigter Spitze, um so den Ballastverlust auszugleichen. Auf die Dauer genügt das aber nicht, und vor allem bei der Landung kann man diese Methode nicht anwenden. Dann bleibt nichts übrig, als Gas abzublasen und die Tragfähigkeit des Luftschiffes zu vermindern. Auf diese Weise geht kostbarer Stoff verloren. Außerdem entsteht beim Abblasen des Traggases stets eine gewisse Explosionsgefahr, die die Betriebssicherheit des Luftschiffes gefährdet. Das alles wird durch die Verwendung von Gas ohne weiteres überwunden. Das zur Verwendung kommende Gas ist ein mittelschweres Kohlenwasserstoffgas, das ungefähr dasselbe spezifische Gewicht besitzt, wie die Luft. Es erhöht also weder wie das Traggas die Tragfähigkeit des Luftschiffes, noch wirkt es wie das Benzin als Ballast. Wenn es verbraucht wird, ändert sich nichts an den Gewichtsverhältnissen des Luftschiffes. Man braucht nicht mit abwärts geneigter Spitze zu fahren und dadurch die Geschwindigkeit zu verringern. Man braucht kein Traggas abzublasen. Die Gasbehälter, die erst mit Kohlenwasserstoffgas gefüllt waren, sind nach dem Verbrauch des Gases mit Luft gefüllt. Ihr Gewicht ist dabei unverändert geblieben. Außerdem hat man beim Kohlenwasserstoffgas den Vorteil gewonnen, noch größere Brennstoffvorräte als bisher mitführen zu können. Man schätzt diesen Gewinn auf etwa 30 Prozent. Um diese 30 Prozent Erhöhung des Betriebsvorrates ist also auch der Aktionsradius des Luftschiffes erweitert.

## Gedenktage.

### 2. Juli.

**Zum 150. Geburtstag J. J. Rousseaus.** Zu den großen revolutionären Geistern des 18. Jahrhunderts, die als die Schöpfer unserer modernen Kultur zu gelten haben, gehört Jean-Jaques Rousseau, der Genfer Uhrmachersohn, der vor 150 Jahren, am 2. Juli 1778 gestorben ist. Seine Werke zwar werden heute vielleicht nur noch von wenigen gelesen, aber sein Geist wirkt in uns fort, und vieles von dem, was wir tun und denken, wäre ohne ihn unmöglich. Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren, hatte eine ruhelose Jugend, war Schreiber, Kupferstecher, Diener bei einer vornehmen Dame und danach bei einem Grafen, Musiklehrer und Erzieher in Paris, wo er sich endlich 1741 festsetzte und die Bekanntschaft der führenden Geister seiner Zeit machte. Durch eine Preisaufgabe veranlaßt, schrieb er 1749 seinen „Diskurs von den Wissenschaften und Künsten", in dem er diese als die wahre Ursache aller menschlichen Verderbtheit darstellte. Schnell berühmt geworden, ließ er weitere sozialkritische Abhandlungen folgen, und nachdem er 1756 von Paris nach der Ermitage, einem Landsitz im Walde von Montmorency, übergesiedelt war, arbeitete er dort an seinen Hauptwerken, der „Neuen Héloïse" (1761), dem „Emile" (1762) und dem „Contrat social" (1762). „Emile", das Buch von der Erziehung, das die Menschen gewaltig aufrüttelte und über Pestalozzi dauernden Einfluß auf das moderne Erziehungswesen gewann, wurde im Juni 1762 auf Befehl des Pariser Parlaments durch den Henker verbrannt. Rousseau flüchtete nach Genf, mußte aber weiter fliehen und kam über Bern nach der preußischen Enklave Neuchatel; von dort führte ihn der Weg nach dem Bieler See, dann nach Straßburg, wo er die Einladung des englischen Gelehrten Hume empfing, er möchte nach England kommen. Aber auch dort hielt es ihn nicht lange, er kehrte nach Frankreich zurück, lebte seit 1770 in sehr schlechten Verhältnissen in Paris und starb am 2. Juli 1778 auf dem Landsitz Ermenonville. Seine letzten Arbeiten haben der Niederschrift seiner „Bekenntnisse" gegolten, und dieses Werk, das aus seinem Nachlaß 1781 und 1788 herausgegeben wurde, ist wohl die Schrift Rousseaus, die noch heute die aufmerksamsten Leser finden dürfte. Mit einer in seiner Zeit beispiellosen Offenherzigkeit und schonungslos gegen sich selbst berichtet er von seinem Leben, und namentlich die Jugendgeschichte ist ein erschütterndes Menschendokument von hohem künstlerischen Rang. Rousseaus Einfluß auf die deutsche Literatur ist ja bekannt. „Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt", konnte Goethe im Namen seiner ganzen Generation schreiben.

### 4. Juli.

**Rudolf Presber zum 60. Geburtstag. Daß ein humorvoller Plauderer populär wird, geschieht nicht allzu häufig. Rudolf Presber, der am 4. Juli seinen 60. Geburtstag feiern kann, ist es geglückt, mit seinen Büchern „Von Leutchen, die ich lieb gewann" (1906), „Von Kindern und jungen Hunden" und manchem anderen Buch seither. Presber ist in Frankfurt am Main geboren, und von seinen Jugendjahren erzählt er jetzt in einem Buch, das er sich selbst und uns als Geburtstagsgeschenk soeben vorlegt: „Aus der Jugendzeit . . ." Uebrigens hat sich Presber auch mit großem Erfolg als Lustspielautor bewährt, meistens in gemeinsamer Arbeit mit anderen Autoren. Man braucht wohl nur zu erinnern an „Die selige Exzellenz", Kompagniearbeit mit Leo Walter Stein. Neuerdings hat Presber sein Bestes in einigen großen Romanen gegeben, von denen besonders „Die bunte Kuh" und „Mein Bruder Benjamin" zu nennen sind.**

## Fröhliche Ecke.

**Unbegreiflich.** Herr Schümichen verschmäht den Gilette-Apparat und bedient sich nach wie vor des Rasiersäbels.

„Lumperei! Gestern früh war das Messer noch gut, heute ist es stumpf!" wütet er neulich.

Sagt sie, die Schümichin: „Komisch. Beim Kartoffelschälen gestern abend war's auch noch tadellos." („Fliegende Blätter")

**50 Prozent.** Kiesewetter macht seine erste Luftpartie. Der Flieger schwebt mit ihm über Berlin, und als sie 3000 Fuß hoch sind, macht er sich einen Witz und schießt plötzlich hinunter. „50 Prozent von den Leuten da unten denken jetzt, daß wir abstürzen", ruft er dem Passagier zu. „Das glaube ich", bebt Kiesewetter, „und 50 Prozent hier oben glaubens auch."

**Annäherung.** „Wie hast du deinen Bräutigam kennen gelernt?"

„Ach! Es war himmlisch! Ich trat ihm im Gedränge auf die Füße, und da sagte er ‚Lausejunge' zu mir."

(„Meggendorfer-Blätter")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra**, Poznań